

lichen Vorverständnis Gott in keiner Weise eine Bedeutung zukommen soll, dann wird es für die Theologie schwierig, sich überhaupt noch denkerisch zu rechtfertigen" (72). Die weitere Rechtfertigung wird für das Christentum durchgeführt, indem dieses als Erfüllung des Menschlichen gesehen wird. „Die in Jesus gelebte Gottes- und Nächstenliebe übersteigt alle Konstruktionen und Ideologien vom Wesen des Menschlichen“ (86). M. kommt damit in die Nähe des Güntherschen Denkens, das das Christentum (berechtigerweise) als Erfüllung eines „Grundbedürfnisses“ rechtfertigte. Daß überhaupt von Unendlichem – philosophisch wie theologisch – gesprochen werden kann, begründet M. mit der *analogia entis*, wobei er sich jedoch gegen alle möglichen Mißverständnisse absichert, indem er die „zum Wesen des analogen Denkens gehörende Selbstüberbietung jedes menschlich-positiven Denkens durch eine sich kundtuende Negativität, die seit Platon bzw. seit Plotin die abendländische Metaphysik bestimmt, später bei Descartes und Leibniz verschwindet, um sich dann bei Hegel als höchste Positivität zu verstehen“ (89 f), unmißverständlich hervorhebt. „Theologie wäre dann nichts anderes als die sich in historisch-philosophischen Differenzierungen verstehende Interpretation von Aussagen über Gott“ (95). Theologie wird so zu ein dem Glauben wesentliches Element, das zu seiner Vollendung gehört, und die manchmal aufkommende Tendenz, „das Verstehensmoment des Glaubens und die Bedeutung der Theologie zurückzudrängen“ (95), kann mit M. nur für „bedenklich“ gehalten werden.

Entsprechend der hermeneutisch-interpretatorischen Struktur wird Theologie immer mehr als Theorie. Gerade in diesem „Mehr“ liegt die Überwindung der Spaltung von Theorie und Praxis. Damit gelingt es M., die alte Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit des Verstehens der Offenbarung in den Horizont moderner Hermeneutik zu stellen. Ausgangspunkt ist nicht eine gewisse Modernität, sondern die Suche nach Wahrheit; aus dieser Perspektive ist auch alle (berechtigte) Kritik an den Einseitigkeiten zu verstehen, die zwischen Metaphysik, Erkenntniskritik und Hermeneutik nicht nur Grenzen, sondern sogar Fronten errichteten. Indem Metaphysik und Hermeneutik in ihrem gegenseitigen Bezug zur Darstellung kommen, wird ein Beitrag – und wie uns scheint ein beachtlicher – zum Verständnis von Glauben und Denken geleistet.

HENRICH FRANZ (Hg.), *Naturwissenschaft vor ethischen Problemen*. (Münchener Akademie-Schriften, Bd. 49.) (157.) Kösel, München 1969. Kart. lam. DM 9.80.

In einer Zeit, in der „manipulierter Mensch“ und „Experiment Menschheit“ Alltagsthemen werden, wird die ethische Seite der Natur-

wissenschaft relevant. Das ethische Problem ist dabei nicht ein Problem, das nebenher „auch noch“ kommt, sondern bildet gleichsam die Innenseite des naturwissenschaftlichen Problems. Dies ist der allgemeine Rahmen, in dem sich die Problematik dieses Sammelbandes bewegt. C. H. Brieskorn behandelt die „Herstellung und Abgabe von Arzneimitteln aus ethischer Sicht“. Wie ganz anders, d. h. wesentlich schwieriger stellt sich die ethische (und moraltheologische) Beurteilung von „in der Nebenwirkung schädlicher Medikamente“ (z. B. Contergan), wenn man erfährt, daß die Treffsicherheit, ein neues Präparat zu finden, heute bei 10.000:1 liegt. Äußerst aufschlußreich ist der Beitrag M. Vodopivec' „Morphologische Daten zur Frage der Entstehung des menschlichen Individuums“. Wie fraglich wird z. B. die ethische Argumentation bei der „Pille für den Tag danach“, wenn man erfährt, daß normalerweise 50 Prozent der befruchteten menschlichen Eizellen aus verschiedenen Gründen – auf natürliche Weise – verlorengehen.

J. Davids Beitrag bringt zwei Ergebnisse: 1. „Wir haben aus der Offenbarung fast nichts an konkreten sittlichen Normen“ (59) und 2. Auf Grund eines dynamisch verstandenen Naturbegriffs ergibt sich für die Manipulation folgendes ethisches Prinzip: „Förderung und Steigerung des vollen Menschseins, aber nicht nur des leiblichen, sondern auch des geistigen“ (79). J. Gerlach behandelt den „Menschen als Subjekt und Objekt ärztlichen Handelns aus neurochirurgischer Sicht“ und zeigt dabei die neuartige Spannung auf, in die die personale Begegnung zwischen Arzt und Patient durch die Technisierung der Behandlungsmethoden gebracht wird. H. Baitsch weist darauf hin, daß die Möglichkeit genetischer Manipulation derzeit noch ziemlich begrenzt ist. Aber wird nicht die Naturwissenschaft bald manche jener Wege gehen können, deren Möglichkeit sie heute sieht? Aus den Ausführungen G.-H. Neumanns ergibt sich, daß nicht mit jedem Fortschritt der Wissenschaft auch ein Fortschritt des Humanums verbunden ist, gemäß dem Ausspruch Lederbergs: „Wir dürfen nicht übersehen, was der medizinische Fortschritt im Namen der Humanität bereits für unsere Art angerichtet hat“ (146).

LEO GABRIEL, *Existenzphilosophie. Dialog der Positionen*. (307.) 2. Aufl. Herold, Wien 1968. Ln. S 196.—.

Der „Dialog der Positionen“ führt das in der „Integralen Logik“ (1965) gesetzte Thema „Die Wahrheit des Ganzen“ fort: Die vielen im Dialog zu Wort kommenden Denker vermitteln die Wahrheit des Ganzen. Da es in der Philosophie als Geisteswissenschaft kein „Überholen“ gibt, sondern vielmehr das einmal Gedachte immer – auch in späterer Zeit – etwas zu sagen hat, kann das Ganze

erst und nur im Dialog ausgesprochen werden. Um dieses Anliegen durchzuführen, macht G. einen Gang durch die Geschichte der Philosophie, ohne aber in der Darstellung des Historischen aufzugehen. Zu Wort kommen dabei alle jene Denker, für die Philosophie Existenz ist. G. definiert: „Existenzphilosophie ist das dem cartesianischen Ansatz dialektisch folgende fundamentale Urgrund- und Ursprungsdanken in der Philosophie der Gegenwart. In der Tat, in der Existenzphilosophie ist das Motiv eines ursprünglichen Denkens aus dem Sein des Menschen aufgeklungen, das in einer in Apparaten und Funktionen erstarrten und leerlaufenden Welt rational planender und das Leben verplanender Reflexion nicht so bald verhallen wird, ein Motiv, dessen eindringliche Wirkung heute schon nicht mehr geleugnet werden kann, das aber einer harmonischen Verarbeitung und Entfaltung harrt, auf einem Wege, der die Zukunft der Philosophie bestimmen wird“ (26).

Das Kapitel über Kierkegaard (27–84) bestimmt den Begriff der Existenz als das Einzelne. In dieser Dimension liegt auch meist die gewöhnliche Verwendung des Begriffes „existenziell“, wenn etwa von der existenziellen Verwirklichung des Christentums gesprochen wird. „Kierkegaard blieb aus seinem Wesen und Wollen bewußt ein Einzerner und Einsamer“ (28). „Darum will Kierkegaard die Hegelsche Dialektik des Begriffs überwinden, um die echte Dialektik in der Existenz zu retten“ (32). Die Theologie und das gesamte religiöse Denken tragen ebenfalls die Merkmale des Einzelnen und Konkreten. „Kierkegaard erklärt in entschiedener Form, das Christentum sei nur als Wirklichkeit möglich, „als Lehre“ hingegen unmöglich“ (43). Das Kapitel über Heidegger (85–110) ist bestimmt vom Heideggerschen Seinsverständnis. „Heidegger entdeckte, was Husserl als Systematiker verdeckte: die Dimension der Zeit und Geschichtlichkeit im Seinsbezug des Daseins“ (85). Bei Heidegger wird Existenz die „seinsverstehende Seinsweise des Menschen“ (87). Das Aussprechen – aber auch das „Seinlassen des Seienden“ geschieht in der Sprache, was G. vor allem beispielhaft an Heideggers Sprache selbst aufzeigt.

Das Kapitel über Jaspers (111–165) betont, „daß Jaspers über die Phänomenalität des Bewußtseins zur Transzendenz des Seins auf dem Boden der Vernunft vorstößt, ohne das Phänomen des Bewußtseins zu negieren, vielmehr um es auf diese Weise neu zu interpretieren“ (134). Diese anthropologische Gerichtetheit wird vor allem durch Kant angeregt, von dem Jaspers stark beeinflußt ist. Dem entspricht auch eine gewisse hermeneutische Gerichtetheit, wenn die Inhalte metaphysischen Denkens bei Jaspers Symbole (Chiffre) sind, „an denen sich das metaphysische Streben des Menschen entzündet und

zu den hohen und höchsten Zielen das Daseins entfaltet“ (144). Das Kapitel über Sartre (166–201) verdeutlicht „die innere Dialektik im Geistigen Sartreschen Denkens“ (167), die von der Erfahrung des Ekels, die in „La nausée“ (1938) geschildert wird, über die Erfahrung des „Gegen“ bis hin zu den Auseinandersetzungen mit dem Marxismus reicht. Was im philosophischen Hauptwerk „L'être et le néant“ („Das Sein und das Nichts“, 1943) aufbricht, hat die Wurzeln im Erfahren des Ekels, der wieder nur ausdrückt, daß „das Ich die Welt als seine Grenze setzt, sich selbst durch das Nicht-Ich begrenzt“ (173). Wird Sartre als atheistischer Existentialist bezeichnet, so stimmt dies nur insofern, als er sich gegen einen (deistisch-)kosmologischen Gott wendet.

Das Kapitel „Zugang zum Sein“ (202–277) bringt neben Darstellung des Denkens von Marcel, Camus, Ebner, Kafka, Wust, Rilke, Bergson, Dilthey, Simmel auch „thematische“ Überlegungen zu Zeit, Geschichte, Transzendenz, Parusie, Nichts, Freiheit und vermittelt so einen Einstieg in die Vielfalt gegenwärtigen Denkens und Gestaltens. Die Schlußbetrachtung (278–306), die dem Anmerkungs- (307–325), Literatur- (326–331) und Registerteil (332–370) vorangeht, faßt die Ergebnisse zusammen: „1. Die Existenzphilosophie ist eine Ich-Philosophie, keine Es-Philosophie. 2. Sie ist eine Seins-, keine Bewußtseins-Philosophie. 3. Sie ist keine Philosophie des abstrakten, sondern des konkreten Seins des fräglichen gewordenen ‚Ich-bin‘“ (281).

St. Pölten/Wien

Karl Beck

HÖLLHUBER IVO, *Geschichte der italienischen Philosophie von den Anfängen des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. (377.) Reinhardt, München 1969, Ln. DM 28.–.

Vortreffliche Sprachenkenntnis befähigt Vf., den deutschen Leser in das Geistesleben des Auslandes einzuführen. Nachdem von ihm erst vor kurzer Zeit eine „Geschichte der Philosophie im spanischen Kulturbereich“ erschienen war, legt er nunmehr auch eine umfassende „Geschichte der italienischen Philosophie“ vor. Obwohl er nur das 19. und das 20. Jahrhundert behandeln will, bespricht er einleitend auch Galilei, Vico u. a., weniger, um ihre Lehre aufzuzeigen, als vielmehr, um falsche Deutungen derselben richtigzustellen. Ebenso erwähnt er nur im Vorbeigehen, daß die in Italien eingedrungenen Ideen der Aufklärung von den italienischen Dichtern Ugo Foscolo, Giacomo Leopardi und Alessandro Manzoni in ihrer Gemütsarmut aufgezeigt und so überwunden wurden. Erst mit Pasquale Gallupi, dem „Reid Italiens“, setzt die eigentliche Darstellung ein, die dann bis zu Michele F. Sciacca heraufgeführt wird, dem Vf. auch sein Buch gewidmet hat. Von den vielen Philosophen, die besprochen werden, bezeichnet Vf. Antonio Rosmini als